

A

J. Der Sous
Unsere Muttersprache und
die Schriftsprachen

Abreißkalender.

Zwei Politiker stritten sich mit Worten. Einer warf dem andern vor, er habe sich unrechtmäßigerweise eine Einnahme von tausend Francs verschafft. Wie aber brüllte er sich aus? Sagte er: „Sie haben tausend Francs in die Tasche gesteckt“? Mitnichten. Er sagte: „Der huet d'Souen agestach.“

Glöße von hier ein Bankier mit mehreren Millionen. Aber die Grenze, so hieß es im Volk: „En huet d'Soue matgeholl.“

Der Sous ist bei uns die Einheit, in die der Volksmund allen Reichtum zerlegt. Auf dem Sous baut sich jeglicher Wohlstand auf. Wo der Deutsche Taler, der Franzose Louis, der Engländer Guineas, der Amerikaner Dollars, der Russe Rubel steht, sehen wir den Sous.

Denn wir sind von bescheidener Herkunft und gefallen uns in ihren Niederungen.

Wir haben einen natürlichen Hang zur Schlichtheit, man könnte auch sagen Grobheit, und einen ebenso natürlichen Widerwillen gegen die Form, die Aufdonnerung, das Zeremoniell. Wir wissen sehr wohl, daß 100 Sous 5 Francs und 400 Sous ein Louis sind, wir könnten so gut, wie andere, von Francs und Kronen und Doppelkronen und Talern und Dollars reden, aber es ist uns wohl in der Atmosphäre, in der der gute alte Sous der Wertmesser ist.

Dieser Mangel an Lusttrieb — wenn Sie es als Mangel auffassen wollen — liegt in unserer Muttersprache begründet. Was wir sagen, ist gewissermaßen Rohmaterial, ohne Aufmachung, ohne Schliff. Ich sah kürzlich irgendwo unweit der deutschen Grenze in einer Gaststube. Nebenan tafelte eine deutsche Gesellschaft, die aus einem Dorfpfarrer, einem jungen Mädchen und drei Herren bestand. Sie bestellten Kaffee und pakteten mitgebrachte Butter- und Käsestullen aus. Ich kann versichern, daß sich ihre Unterhaltung auf keinem besonders transzendenten Niveau bewegte. Hätte man dasselbe auf Luxemburgisch gesagt, so hätte es nach gar nichts geklungen. So aber, hei, das blinkte scharfgeschliffen, jeder Satz war druckfertig, aufgepußt, lackiert, wie ins Schaufenster gestellt. Es hörte sich an, als hätte jeder der Sprechenden Schauspielerunterricht genossen. Jeder zog alle Register. Wenn einer nur sagte: „Aber natürlich!“, so hob er das ii so jubelnd empor, daß es war, wie ein Gipfel mit Flaggen und Feuerwerk. Ich hörte: „Es sind noch drei Stück da, brauchen wir doch nicht verkommen zu lassen,“ und es klang wie der Schlußsatz eines feierlichen Wädoyers. Der Herr Pfarrer erklärte: „Ja, Kinder, wenn Ihr nichts mehr wollt, so ist das für mich kein Grund, die Waffen zu strecken.“ Und er sagte es mit demselben Nachdruck, den er gebraucht hätte, wenn das Dasein Gottes oder die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen gewesen wäre.

Da ist nichts zu wollen. Die Schriftsprachen, die sie jenseits unserer Grenzen reden, haben Appretur. Die Gedanken gehen in ihnen einher im Festtagsgewand, gelten was, setzen sich durch. Wir aber hüllen unsere Gedanken in die Tagelöhnerluft unseres guten alten Platt und kommen uns mehr oder weniger verkleidet, eingeschient vor, wenn wir deutsch oder französisch konversieren sollen.

Schmilzt man aber aus der Rede die Rüstung, das Metall der Worte weg — sei es Blech, Blei, Silber oder Gold — so bleiben die Gedanken, auf die es ankommt. Und da dürfte ich, brauchen wir uns unserer Art nicht zu schämen.

Samedi 20. 2. 1926